Zeitschrift: Bündner Jahrbuch : Zeitschrift für Kunst, Kultur und Geschichte Graubündens

Herausgeber: [s.n.]

Band: 28 (1986)

Artikel: Süsse Kirschen - saure Äpfel [Fortsetzung]

Autor: Walther, Willy

DOI: https://doi.org/10.5169/seals-971991

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 14.12.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

Teil III einer Erzählungsfolge

Süsse Kirschen – saure Äpfel

von Willy Walther
Bleistiftzeichnungen von Vreni Zinsli-Bossart

Die Kuckucksuhr

Als ich mein Vermögen zählte, waren es genau vierzig Franken sechzig Rappen. Zwanzig Franken hatte ich vom Onkel, mein Lohn für gewissenhafte Feld- und Heuarbeit während zwei Wochen. Zehn hatte ich als Sennerei-Aushilfe verdient, fünf waren von der Neujahrssammlung, drei hatte ich bei einer Wette mit Simon gewonnen, und der Rest war irgendwie zustande gekommen.

Es reicht für ein Geschenk, stellte ich zufrieden fest und versteckte meinen Schatz wieder am gewohnten Platz, im Keller hinter dem Sauerkrautfass im Mauerloch.

Die Frage war: was?

Ideal, so sinnierte ich, wär's, das Angenehme mit dem Nützlichen zu kombinieren.

Und da ich begeisterter Kaninchenzüchter war zu jener Zeit, dachte ich an ein Kaninchen.

Kaninchen zu züchten ist praktisch, denn Kaninchen laufen selten weg. Ihr anhänglicher Charakter, ihr samtenes Fell und ihr bekanntlich schmackhaftes Fleisch waren auch bei uns beliebt. Wozu zu sagen ist, dass ich sie ihrer selbst liebte und nicht wegen ihrer Bestandteile.

Ich hatte auch weit und breit den schönsten Stall. Der war gross und geräumig, hatte allerlei Schikanen und wurde von allen, die ihn sahen, bewundert. Mein Vater, der alles konnte, hatte ihn gemacht.

Drin hausten zeitweilig zwei, drei Dutzend solche niedlichen Gesellen in allen Grössen, Farben und Altersstufen.

Eine Zeitlang bekümmerte es mich sehr, dass Kanincheneltern Kannibalen sind. Jedenfalls behauptete das mein Vater. Ich hatte ihn aber im Verdacht, dass das eine Ausrede war. Wie hätte er mir auch beibringen können, dass es unmöglich sei, alle Neugeborenen aufzuziehen und später zu essen, und dass da nur Wasser helfe, in dem man die unschuldigen Kleinen ersäuft – auf barbarischste Art.

Ganz am Anfang waren es zwei. Ein Paar, wie auf der Arche Noah. Weil sie fleissig grünes Futter bekamen, viel Karotten und allerlei sonst, was Kaninchen lieben, waren die beiden sehr fruchtbar. Es ging hurtig, und der Stall war voll.

Bevor wir die beiden gekauft hatten, musste ich einen heiligen Eid ablegen, dass ich sie stets redlich und früh am Morgen, ganz gleichgültig bei welchem Wetter und zu welcher Jahreszeit, füttern würde – denn Hasen seien Frühaufsteher, im Gegensatz zu mir.

Im grossen und ganzen hielt ich meinen Schwur. Es ergab sich aber doch – mit den ersten düsteren Novembermorgen – dass mein Vater das Amt übernahm – wahrscheinlich sah er mein Morgengesicht. Zu dieser Zeit hatten wir schon über zwanzig.

Es ist keine Kleinigkeit, ein guter Kaninchenzüchter zu sein. Denn was ein richtiger ist, der lässt so ein Nest voll Kleinkinder nicht immerzu beisammen. Kleinkinder werden grösser, mündig und geschlechtsreif. Ein rechter Züchter denkt an Rasse und Familienplanung und trennt.

Ein Glück, dass ich in meinem Vater einen erfahrenen Berater hatte.

Dumm am ganzen war nur, dass uns allen nach gar nicht langer Zeit Kaninchenfleisch, wie immer es die Mutter zubereitete, zum Hals heraus hing. Ich hatte vorgesorgt und mich von Anfang an geweigert. Ich sei kein Unmensch, der unschuldige Tierchen, die mir nichts getan hätten, ässe.

Es half auch nichts, als meine Mutter darauf hinwies, dass Krieg sei und Fleisch rationiert. Dass wir ausserdem nicht viel Geld hätten und Kaninchenfleisch sehr gesund sei.

Ich verwies auf unsere beiden Schweine. Dass mir die viel lieber seien, weil ich sie sowieso nicht so schön streicheln könne und Schweine schliesslich zum Aufessen gemacht seien.

Es ergab sich aber ganz von selbst, dass ich einmal so recht hungrig war und meine Mutter es geschickt verstand, mir das Kaninchenfleisch, das auf dem Tisch stand – in Form von Ragout, denn es war Sonntag – schmackhaft zu machen. Es duftete lieblich und schmeckte tadellos, besonders zu den Kartoffeln, die es auch noch gab, sie kamen aus unserem Garten und waren jung und zart, auch die hatte mein Vater zustande gebracht.

Bei diesem Riesenhunger überlegte ich nicht lange und entschloss mich, das Vegetarierdasein aufzugeben. Ich liess es mir köstlich munden und verdrängte den unangenehmen Gedanken, dass ich den Zirbel ass, der immer besonders lustig die Nase gerümpft, die Ohren aufgestellt und manchmal schön geknurrt hatte. Er war von silbergrauer Farbe gewesen.

Um mir das Vergessen leichter zu machen, spendierte der Vater einen Schluck Bier. Und alles zusammen ergab ein erfreuliches Sonntags-Mittagessen.

Trotzdem meine Mutter so tat, als liebte sie Kaninchenfleisch über alles, hörte ich einmal, wie sie zum Vater sagte, dass sie unheimlich gerne hin und wieder anderes Fleisch essen würde – die vielen Kaninchen hingen ihr ganz fürchterlich zum Hals heraus.

Der Vater war böse geworden und hatte giftig bemerkt, dass beim Metzger ganz viel Rind-, Ochs-, Hirsch-, Gems- und Rehfleisch hinge. Sie solle doch einfach welches holen.

Dieser Hinweis war – mitten im Krieg bei Rationierung – ganz überflüssig. Ich machte mir aber trotzdem meine Gedanken.

Ich hatte einen Freund, den Jakob. Der war Schafzüchter und hatte einen Stall voll Schafe.

Der ass überhaupt kein anderes Fleisch als das von Schafen. Für Kaninchen hatte der nur ein verächtliches Lachen. Diese Schaf-Begeisterung verstand er nach und nach auf mich zu übertragen, und eines Tages schwärmte ich davon beim Mittagessen. Ich bekam nicht genug von der Idee, dass Schafe züchten das höchste wäre.

Mein Vater war sehr verärgert. Schafe? Das hätte noch gefehlt. Woher den Platz nehmen? Und überhaupt.

Ich erzählte trotzdem immer begeisterter. Schafe gäben schöne Wolle. Die könne man verkaufen. Sie würden mit ihrem Haarwuchs ihr eigenes Fressen finanzieren, so tüchtig seien die. Und Schafe seien sehr genügsam. Würden fressen, was man ihnen gäbe. Hätten gutes Fleisch und seien überhaupt viel grösser. Wenn man wolle, könne man sie sogar melken, obwohl das – zugegebenermassen – ungewöhnlich sei.

Mein Vater ging draufhin soweit zu behaupten, der Jakob sei ein Gauner. Der würde kleinen Buben den Kopf voll schwatzen, damit er ein Geschäft machen könne. Und überhaupt, er, der Vater, könne Schaffleisch nicht ausstehen.

Damit war vorläufig ein Schlusspunkt gesetzt.

Ich gab aber noch nicht auf, auch nicht der Jakob.

Eines Tages sagte der, er hätte für mich eine Überraschung, ich solle mitkommen.

Jakobs Schafstall war ein ehemaliges Wohnhaus und darum – für einen Schafstall – von imposanter Grösse. Ich sperrte Maul und Augen auf und dachte, dass diese Schafe besser wohnen würden als manche Leute.

Als Jakob die Stalltüre aufschloss, tat er das, als schlüge er den Schleier zum Paradies zurück.

Hingerissen gestand ich, dass ich so was noch nie gesehen hätte. Jakob war über mein Lob zufrieden. Meinen Bluff bemerkte er nicht, ich hatte überhaupt noch nie einen gesehen.

Vier Abteilungen gab's. In der geräumigsten wimmelte es von Schafen aller Grössen, vom Lamm bis zum Mutterschaf. In zwei anderen wa-

ren je ein Schafbock, und in der letzten blökten fünf Jungschafe. Das seien Böcklein und die würden gemästet, sagte Jakob so richtig als Fachmann.

Als ich fragte, wozu diese Trennung gut sei, es wäre doch einfacher, alle zusammen zu tun, da lachte er und sagte, dass das eine schöne Sauerei gäbe. Ich mochte, obwohl ich noch viele Fragen hatte, nicht weiter fragen, denn es bestand Gefahr, mein Freund würde mich für dumm halten.

Jakob ging in die grosse Abteilung und hob ein Lämmchen hoch, das jämmerlich zu blöken anfing. Ein grosses Schaf, das einen blutigen Schwanz hinter sich herzog, wurde unruhig und liess das Lämmlein nicht mehr aus den Augen. Beide blökten.

Jakob stellte es auf den Boden, seine dünnen Beinchen zitterten. Sein zartes Fell war feucht. Die Mutter leckte es, und es begann mit heftigen Stössen am Euter zu saugen.

«Siehst du,» sagte Jakob, «es ist noch keine Stunde alt und kann schon stehen und morgen hopst es herum.» Das beeindruckte mich. Ich konnte mich gut erinnern, dass mein Bruder, obwohl das ein Mensch war, viel länger gebraucht hatte, bis er laufen konnte.

Und ganz überraschend fragte Jakob, ob ich es haben wolle. Meine Augen wurden gross und weit. Ich stotterte: «Meinst du . . .?»

«Kannst du billig haben,» hängte Jakob an seine Offerte, und das war der Pferdefuss. Bei diesem Punkt wurde es problematisch. Kein Platz für ein Schaf und erst noch zahlen dafür? Mein Vater würde mich mitsamt dem Schaf davon jagen. Dabei war erst noch die Frage offen, ob vierzig Franken reichen würden.

Jakob, als gewiegter Geschäftsmann, sah mein Zögern. «Du kannst es dir überlegen, es rennt nicht davon. – Komm, ich zeig dir etwas anderes.» Er schloss die Türe gewissenhaft ab, und wir gingen eine Treppe höher. Das alte, leere Haus dröhnte hohl, es roch nach Staub, Mist und Abfall.

Was ich oben zu sehen bekam, verschlug mir den Atem. Ich kam in eine Wunderwelt.

Da war ein Raum, in dem wimmelte es von Uhren. Uhren aller Formen, Uhren aller Farben und Grössen und Uhren jeden Alters.

«Ahh,» sagte ich und war sonst stumm. Dafür pochte mein Herz umso lauter.

Jakob griff nach einem riesigen, altertümlichen Wecker. Er hatte oben zwei Glocken. Den hielt er mir verführerisch unter die Nase. «Willst du ihn?» frage er, und ich bekam Stielaugen.

Aber mein Misstrauen war geweckt. Ich witterte die Gefahr, auch für dieses begehrenswerte Stück blechen zu müssen. Und ich war ein armer Knirps, der seine Batzen zusammenhalten musste.

«Tja . . .» sagte ich drum und Jakob grinste.

«Den schenk ich dir, kostet nichts. Nimm,» sprach Jakob grosszügig und drückte mir das Ungeheuer in die Hand.

Ich war hingerissen. Das war ein Freund. Ein Freund, der einem einen Wecker schenkt, und sei er aus dem Abfall des Uhrenmacher-Vaters, der konnte es nur gut meinen. Wenn so einer einem ein Lamm anbot, für wenig Geld, konnte das nur eine gute Sache sein. Ich beschloss in diesem Sinn meinem Vater zu berichten. Der geschenkte Wecker – so hoffte ich – würde das übrige tun und dessen Herz erweichen.

Während ich den Wecker aufzog und befriedigt feststellte, dass er prächtig lief und laut und deutlich klingelte, hatte Jakob auf einer Kommode ein paar Uhren aufgestellt. Das begann immer munterer zu ticken rund herum. Da war eine goldige Kaminuhr, die von einem Jäger gehalten wurde, der eine Wildgans in die Höhe hielt. Dann hatte Jakob eine, die auf zwei Säulen angebracht war, der Zeiger war wie eine lachende Sonne geformt, sie tickte aber nur ein paar Pendelschläge hin und her und stand. Eine dritte war viereckig, aus dunklem Holz, und sie läutete, nachdem er sie aufgezogen hatte, ohne Unterbruch, ihr Klang war zart und fein. Auch fand er eine andere und sagte, das sei eine aus dem Schwarzwald und sie hätte das farbigste Zifferblatt der Welt. Aber sie müsse an der Wand hängen, damit die Gewichte arbeiten könnten. Zu Hause hätten sie genau so eine in der Stube. Die sei sogar seinem Vater die liebste, und der würde etwas verstehen von Uhren.

Ich vergass den geschenkten Wecker und wandte mich dem Gerümpelhaufen zu. Ein uralter Traum meiner Mutter fiel mir ein: eine Kukkucksuhr. Ein Plan begann zu keimen in mir. «Hast du auch Kuckucksuhren?» fragte ich gespannt, «ich meine ganze.»

Ich war sicher, dass Jakob verneinen würde, denn ich konnte mir nicht vorstellen, dass so kostbare Uhren wie Kuckucksuhren kreuz und quer auf Abfallhaufen liegen.

«Klar,» sagte mein Freund mit grösster Selbstverständlichkeit, «du kannst ja schauen.»

Ich riss schon wieder Maul und Augen weit auf über soviel Unglaublichkeit und näherte mich zaghaft und ehrfürchtig dem Haufen da am Boden. Ich konnte mich aber nicht entschliessen etwas anzufassen. Zu kostbar war das alles.

Jakob sah mein Zögern. Er half mir, und mir wurde schwindlig. Wie der mit diesen Kostbarkeiten umging, auf der Suche nach einer Kukkucksuhr, schien mir sündhaft. Das klirrte und kroste, klapperte und vibrierte, aber nach einer Weile hatte er immer noch keine gefunden.

«Hm,» sagte er und suchte noch verbissener, während die Kaminuhr zu schnarren begann und elf schlug, dabei war's doch Abend.

«Die geht ja richtig,» sagte ich und wunderte mich, dass man eine Golduhr auf den Abfallhaufen wirft und dabei schlug sie richtig.

«So altmodische Uhren will heute keiner mehr», bemerkte Jakob geschäftsmannmässig und hielt in der Hand etwas, das aussah wie eine Kuckucksuhr, jedenfalls gab's über dem Zifferblatt ein Fenster.

Unglaublich. Wie reich müssen solche Leute sein, dass sie Uhren einfach wegwerfen, dachte ich und schüttelte den Kopf. «Und das Gold?» fragte ich naiv und erschrak über Jakobs Gelächter.

«Glaubst du, das ist echt?» spottete mein Freund und amüsierte sich köstlich, während er durch heftiges Blasen die Kuckucksuhr von der dicken Staubschicht befreite.

Ich schämte mich über meine Dummheit und starrte auf die Kuckucksuhr.

«So», sagte Jakob, «Das ist eine. Nur die Gewichte fehlen, dann läuft sie vermutlich.»

Ich wagte nicht, dieses Wunderwerk der Uhrenmacherkunst anzufassen. Ich zog es vor, sie von fern zu bewundern, man wusste nie. «Was . . . was kostet sie?» fragte ich mit klopfen-

dem Herz und rechnete aus, dass meine Mutter in einer Woche Geburtstag hatte.

«Ach, darüber lässt sich reden,» meinte der Jakob und schaute auf seine Armbanduhr, er war ja Sohn eines Uhrenmachers. «So, und jetzt ist Zeit zum Füttern. Komm.»

Ich beeilte mich, meinen Wecker nicht zu vergessen, und folgte Jakob etwas verwirrt. Ich hatte ins Paradies geschaut und musste mich wieder an die Wirklichkeit gewöhnen.

Und von diesem Tag an lebte ich in qualvollem Zwiespalt. Das Lamm wurde grösser, dicker, fetter und teurer. Und es bot viele Vorteile. Es würde eines Tages Wolle produzieren, die man verkaufen konnte. Eines Tages endlich würde es auch ein richtiges Schaf sein und konnte verspiesen werden. Sein Fleisch würde für mehrere Tage reichen, es war also der ganzen Familie sehr nützlich. Und endlich Abwechslung vom ewigen Kaninchenfleisch.

Die Kuckucksuhr war ein Luxusartikel, eine Sache, die nichts einbrachte. Man konnte sie an die Wand hängen und sich dran erfreuen, aber auch nicht mehr. Sie diente zu nichts anderem, als die Zeit noch genauer zu kennen, obwohl die Kirchturmuhr sie einem sowieso sagte, laut und deutlich.

Ich hatte schlaflose Nächte, wenigstens kam es mir so vor. Die Schule wurde zum Alptraum, aber einen Entschluss konnte ich nicht fassen.

Da gibt's einerseits ein Sprichwort, das heisst «Probieren geht über Studieren». Das Probieren passte gut zur Schafzucht, sollte ich mich also an diese Weisheit halten?

Man sagt aber auch andererseits «Du sollst die Gelegenheit beim Schopfe packen». Ferner sagen die Kühnen: «Wer wagt, gewinnt.» Also wär's demnach weise sich an diesen Spruch zu halten und die Uhr zu erstehen? Eine einmalige Gelegenheit.

Das alles konnte man auf beides beziehen, das Schaf und die Kuckucksuhr. So war ich wieder gleich gescheit wie zuvor. Ich stöhnte so richtig, nach dem Spruch «Wer die Wahl hat, hat die Qual». Hin und her wogte das in meinem Kopf und machte ihn entschlussunfähig.

Bis mir eines Nachts – ich lag schlaflos und schaute dem im Fenster stehenden bleichen

Mond ins volle Gesicht – das vierte Wort einfiel, das da heisst: «Drum prüfe, wer sich ewig bindet». Natürlich wusste ich, dieser Rat bezog sich auf eine andere Situation. Aber ich fand, dass er auch zu einer eventuellen Bindung an ein Lamm passte. Darüber war ich froh, und ich schlief das erste Mal seit langem die ganze Nacht durch.

Am nächsten Tag eilte ich zu meinem Freund Jakob. Ich begann mit Prüfen, kreiste das Problem von allen Seiten ein. Das Hauptproblem war das Futter. Also musste ich wissen, wieviel Gras so ein Schaf frisst, in Kilos, aber auch in Fläche ausgedrückt. Jakob gab mir bereitwillig Auskunft und merkte zu spät, welch guter Handel ihm durch die Latten ging. Ich addierte, subtrahierte und kalkulierte, dass mein Kopf nur so glühte. So fand ich heraus, dass ein einziges Schaf einen Burschen wie mich recht schön in Bewegung halten kann. Nicht zu reden von mehreren solcher Tiere. Je länger ich das Problem prüfte, desto lauter rief etwas in mir: «Sei vorsichtig, sei gescheit».

Wir besassen keine Wiese. Also blieb nichts anderes übrig, als das Gras zu kaufen. Wenn man sehr fleissig wäre, könnte man es auch selber sammeln. Eine andere Möglichkeit war, das gute Tier früh am Morgen auf die Gemeindewiesen zu treiben. Dort konnte man es aber nicht einfach abstellen. Man hatte es gut zu hüten, denn in seiner Gefrässigkeit läuft so ein dummes Schaf kopflos in jede Richtung, wo gute Kräuter wachsen und das kann Ärger geben.

So dachte ich, und die Rechnung fiel zu Ungunsten der Schafzucht aus. Drum sagte ich, nachdem alles durchkalkuliert war, dass ich mich entschlossen hätte, die Uhr zu erstehen, und an diese tapferen Worte hängte ich mit innerem Zittern die Frage nach dem Preis, denn das war ein gewichtiger Punkt.

Jakob schaute pfiffig drein und sprach keinen Ton. Mein Interesse stieg gewaltig, aber mein Freund verstand es, mich auf die Folter zu spannen.

«Soll sie gehen oder nur zum Anschauen sein?» fragte er endlich.

«Sie soll gehen,» sagte ich entschieden.

«Gut», antwortete Jakob, «weil du es bist, zehn Franken. Mit der Reparatur fünfzehn».

Das schien mir fair. Mir bleiben so immer noch fünfundzwanzig Franken und sechzig Rappen in meiner Kasse.

Ich begann zu strahlen, der Handel war perfekt.

An jenem Abend war ich sehr zufrieden mit mir. Drei Fliegen hatte ich auf einen Schlag erledigt. Ich hatte – erste Fliege – meinen Vater nicht geärgert, würde – zweite Fliege – meiner Mutter ein schönes Geburtstagsgeschenk machen, und – dritte Fliege – ich hatte mir, dank meiner guten Kalkulation nach dem Wort «Drum prüfe» viel, unendlich viele Schweisstropfen erspart.

Am Tag vor dem Geburtstag, pünktlich um fünf Uhr abends, konnte ich die Uhr in Empfang nehmen. Jakob schwor, dass sie wie neu sei, er habe sie selbst in Ordnung gebracht, und das sagte er wie ein Spezialist. Allerdings hätte er stundenlang Gewichte gesucht und er sei drum gezwungen, achtzehn statt fünfzehn zu verlangen.

Ich runzelte die Stirn über die Aussicht, noch tiefer in meine Tasche greifen zu müssen, aber was blieb mir anderes übrig. Nach dem Spruch «Wer A sagt, muss B sagen».

Dann eilte ich nach Hause, schloss mich in meiner Estrichwerkstatt ein und prüfte mit Herzklopfen.

Aber sie ging.

Der Kuckuck schnellte rechtzeitig heraus, rief wie ein echter und war blitzschnell wieder hinter seinem Fenster und unsichtbar. Einzig die Gewichte waren unterschiedlich, da hatte der Jakob, mein Freund gemogelt.

Die Geburtstagsüberraschung gelang. Meine Mutter freute sich, strich mir über die Haare, und in ihren Augen glänzte es. Dann löschten wir vier Kerzen und assen den Kuchen.

Die Kuckucksuhr tickte an der Stubenwand über der Eckbank und alle halbe Stunde erschraken wir über das flinke Kerlchen, das da rief. Es hatte einen roten Schnabel, einen weissen Bauch und schwarze Flügel. Es gefiel allen sehr gut und ich war zufrieden. Auch mein Vater lächelte freundlich und fütterte an diesem Tag die Kaninchen mit doppelter Ration.

Der Jakob war aber trotzdem ein Gauner. Eine Woche nach dem Geburtstag war er nicht mehr

mein Freund – denn sie stand. Der Kuckuck blieb unsichtbar, das Pendel hielt sofort an, wenn man es stiess, und wir vermissten alle den Frühlingsruf in unserer Stube.

Nichts brachte die Kuckucksuhr wieder in Gang. Sie blieb aber an Ort und Stelle hängen – als Erinnerung an sich selbst.

Mein Vater sagte dazu nur: «Siehst du, auch Freunde können Gauner sein». Und ich nickte.

Silvia, die Eisprinzessin

Immer wenn vom Eisfeld Musik kam – im ganzen Städtchen war das dann zu hören – sah ich eine kleine Ecke des Paradieses. Dann klangen alle Märsche, Slow-Fox und Tangos nicht mehr gewöhnlich, wie etwa aus dem Radio, sie bekamen einen ganz besonderen Schmelz. Mich packte dann eine eigenartige Erregung, ein Prikkeln durchrieselte mich, und manchmal wurde mir heiss und kalt.

Besonders an Sonntagen gab's Musik. Jedermann zog dann speziell schöne Kurven übers Eis, legte noch viel elegantere Figuren hin, sprang manchmal gar in die Lüfte oder flitzte so rassig über die gleissende Fläche, dass man gut dran tat, sich am Rand oder in der Mitte aufzuhalten, besonders wenn man so klein war wie ich.

Was mich betrifft, so habe ich es nie über die Linkskurve hinaus gebracht. Die aber beherrschte ich perfekt, leicht hätte ich bei einem Wettrennen den ersten Preis holen können – dachte ich. Leider gab's keines und so hatte ich nie Gelegenheit, der Öffentlichkeit meine Kunst zu zeigen.

Und wieder war's Sonntag-Nachmittag. Wie an allen anderen schraubte ich meine Schlittschuhe an und taumelte aufs Eis, denn am Anfang hatte ich immer Gleichgewichtsstörungen. Und kaum war ich auf dem Eis, sah ich etwas noch nie gesehenes.

In einem blauen, kurzen Röckchen, kürzer ging's gar nicht mehr, mit blauen Strümpfen über ganz geraden Beinen, mit blauen Schlittschuh-Schuhen, einem Pullover, der ebenso blau war, drehte, hüpfte, schwang, ja tanzte eine blonde Prinzessin über unser Eisfeld. Was war das? Wie war so was möglich? Wer war diese Traumerscheinung? Man sah nur blau. Alles, was da halbwegs auf so eisernen Kufen stehen konnte, wich respektvoll zur Seite und vergass, dass man selbst ein Meister war.

Und der Höhepunkt kam, als die Prinzessin wie ein Kreisel sich zu drehen begann. Schnell und immer schneller. Wie Zauberei war das, man war vollkommen hypnotisiert. Und sie wollte gar nicht mehr aufhören. So was hatte ich noch nie gesehen. Als die Prinzessin kein Kreisel mehr sein wollte, spreizte sie leicht die Beine, breitete die Arme aus und stand in kürzester Zeit still wie eine Statue.

Aber nur eine Sekunde. Mit schwungvollen Bewegungen glitt sie an den vielen staunenden Sterblichen vorbei und hatte noch immer nicht genug. Als wär sie ein Vogel, hob sie sich plötzlich in die Luft, streckte weit die Beine aus, bis sie eine einzige Linie bildeten und kam sacht wieder zur Erde, respektive aufs Eis zurück, und es spritzte unter ihren Schlittschuhen und knirschte.

Und alles geschah im Rhythmus der Musik.

Während ich noch so staunte, wechselte die Musik. Sie war nicht mehr zackig und laut, eher fein und zum Tanz anregend, ich glaube es war ein Wienerwalzer.

Die Sonne ging eben unter. Ein kalter Wind schüttelte die Bäume am Eisfeldrand, dass der Schnee herab rieselte.

Da war die Prinzessin nicht mehr zu halten. Sie begann zu rennen. Dann machte sie eine Drehung, von den Händen schön ausbalanciert und plötzlich, nach einem Anlauf, hob sie ein Bein, legte den Oberkörper weit vor und schwebte, eine Kurve ziehend, zur Mitte des Feldes. Die Musik aber wurde immer lauter, bekam so einen Rhythmus, und da nahm die Prinzessin das Bein wieder herunter. Dafür machte sie nun Tanzschritte und setzte im gleichen Tempo immer ein Bein vor das andere und wurde immer schneller, gerade wie die Musik. Und all das war so lieblich, dass man nur staunen konnte – ich jedenfalls. Nein, so was konnte kein Mensch, nur ein Engel. Hatte dieser auch keine Flügel, wenigstens keine sichtbaren, so strömte er dafür himmlischen Rhythmus und paradiesische Musikalität aus.

Erregend, spannend, atemberaubend war das alles. Mein Herz klopfte heiss, das Eis schmolz fast unter mir weg.

So ging das minutenlang, und als die Musik zu Ende war, zeigte sich zum ersten Mal, dass sie doch nur ein Mensch war. Sie war nämlich müde und setzte sich auf die Bank. Doch nur eine kurze Pause gönnte sie sich, dann schnürte sie die Schuhe – die schönsten die ich je gesehen hatte – und schwang sich wie ein Vogel erneut wieder auf, mit einem überirdischen Lächeln auf dem Gesicht, das mir sehr gefiel.

Doch grad wie eine neue Musik begann – wenn ich mich nicht irre, war es ein Tango aus Argentinien – zog etwas an meinem Ohr, und es war nicht die Kälte. Ich sagte «Au» und schaute meinem Vater direkt ins Gesicht. Der packte mich kräftig am Arm und schob mich zur Bank. So schnell hatte ich meine Schlittschuhe noch nie ausgezogen. Unterwegs nach Hause schaute er stumm auf die Kirchturmuhr, zog an seiner Pfeife, dass es dampfte, und da schlug es gerade sechs. Mit Schrecken stellte ich fest, dass ich eine halbe Stunde zu spät war.

Am nächsten Tag war die Prinzessin von oben bis unten in Rot. Ihre Haare fielen nicht wie am Tag vorher auf die Schultern, sondern im Nakken war daraus ein Knoten gebildet. So sah sie älter aus, und ich war nicht begeistert. Trotzdem – es dauerte nur Sekunden, und ich war genau so hingerissen wie ein Tag früher.

Als sie ein Weilchen trainiert hatte, wagte ich mich auch aufs Eis, und diesmal wurde ich kühner, denn mir lag daran, diesen Engel persönlich kennen zu lernen. Drum wagte ich mich um einiges näher, mit dem Erfolg, dass ich den göttlich vorgezeichneten Weg ungeschickt kreuzte. Der Engel musste bremsen, um mich nicht zu überfahren und seine Figur von neuem beginnen, mich dabei so ansehend, dass ich errötete und mir gleichzeitig vornahm, das nie wieder zu tun.

Beim dritten Mal machte ich einen neuen Vorstoss. Die günstige Gelegenheit war bei der Bank. Da wo alle Eiskünstler ihre Füsse mit Kufen be-

wehren, ein Trick um der Erdenschwere ein Schnippchen zu schlagen. Um dem trägen Körper zehn-, zwanzigfache Geschwindigkeit zu geben, je nach Geschicklichkeit.

Je näher sie mir aber kam, desto mehr zitterten meine Knie. War mein Vorhaben nicht Sünde? Göttern, Engeln und Löwen soll man sich nicht vorwitzig nähern. Drum überlegt ich, was ich tun sollte. Den Engel einfach ansprechen und ihm meine Liebe gestehen? Oder mich niederknien, um ihn anzubeten? Oder mich ihm zu Füssen werfen, als Schemel für die himmlischen Schlittschuh-Füsschen?

So zögerte ich im entscheidenden Augenblick. Bevor ich mir über meine Taktik im klaren war, sass die Verschnürung straff, des Engels Kräfte waren erneuert, und er war bereit, wieder in ferne Sphären zu entschweben. Er stand auf, nahm Anlauf, nahm mich aber nicht zur Kenntnis, als wär ich Luft. Und kurvte zum hundertsten Mal die Fläche ab.

Ein anderes Mal ging's schief, weil im entscheidenden Moment Simon, mein Widersacher, kam. Der Kerl setzte sich frech so nah zur Prinzessin, dass ich böse wurde. Und die Folge war, dass ich den mühsam gesammelten Mut sofort verlor.

Die anderen günstigen Gelegenheiten zerrannen, weil immer Störefriede in der Nähe waren. Mein Zittern half mir nichts. Ein günstiger Moment, das Eis zu brechen, kam nicht wieder.

Eines Tages kam keine Prinzessin. Zuerst hoffte ich, sie hätte sich nur verspätet. Eine Viertelstunde verging, eine halbe, sie kam nicht.

Als es halb sechs schlug, schraubte ich meine Schlittschuhe ab. Dann trottete ich heimzu. Von den Bäumen rieselte feiner Schnee, der im Schein der Strassenlampen wie Kristalle glitzerte.

Sie kam nicht mehr.

Auch nicht am nächsten und übernächsten Tag. Die ganze Woche. Und noch länger.

In meinem Kummer machte ich allerlei Dummheiten. Ich zog mich von allen zurück. Meine Kameraden aus besseren Tagen behaupteten, dass ich spinnen würde. Manchmal sass ich einfach so da und stierte Löcher in die Luft. Nicht einmal Schlittschuhlaufen war noch interessant.

An einem Sonntag sagte meine Mutter mit gefurchter Stirn zu mir, ich könnte doch Skifahren gehen, das täte mir sicher gut. Auch sei der Winter bald vorbei, und dann sei sowieso Schluss damit. Ich war nicht begeistert. Trotzdem raffte ich mich auf und zog los. Der Mutter zuliebe, aber vor allem um zu vergessen.

Und dann sass ich seufzend auf dem Hügel über dem Wald. Einen weiten Ausblick hatte man von dort. Der Horizont bildete das Silvrettamassiv. Die Grenze zwischen Graubünden und Österreich. Vor dieser weissschimmernden Kette die bewaldeten Kuppen des Trinserwaldes. Mittendurch gefressen die schroffe Schlucht des Rheins. Und links und rechts und ringsherum Berge und nochmals Berge, unter Schnee noch alle, doch gleissend wie Spiegel im Sonnenlicht. Zacken stachen in den Himmel, Abgründe fielen in tosende Tobel. Und über allem keine Wolke. Nur im Süden ein dünner Schleier.

Durch die Tannenwipfel sah ich Teile des Städtchens. Unser Haus versteckte sich im Haufen der anderen. Die farbenfrohe Aussenseite des Stadttores leuchtete wie zum Gruss, doch ich war nicht in der Stimmung, freundlich zurückzugrüssen. Und Dach um Dach reihte sich dahinter, mal regelmässig, mal unterbrochen, mal schwindlich hoch. Strassen und Gassen konnte ich gut ausmachen, weil ich sie kannte wie meine Hosentaschen. In der Mitte des Haufens der Klotz der reformierten Kirche. Daneben ein mächtiger Turm, viereckig mit weiten Schallfenstern für die Glockentöne. Als Nachbar hatte er den Patrizierpalast, Stolz aller Patrioten, Musterbeispiel barocker Baukunst. Um seine Wucht zu verstärken, ragte aus dem Dach ein Zwiebeltürmchen auf, fast höher als die Kirchturmspitze. Und tiefer drunten, über den Rhein, die hölzerne Brücke. Ein anderes Wunderwerk von grosser Leistungsfähigkeit. Alle anderen Gebäude hätte man abreissen können. Ich dachte historisch. Was Wunder, dass es schwer war, mich zu verstehen.

Nur ein einziges Haus war's wert, stehen gelassen zu werden: das Haus in dem Silvia, die Eisprinzessin wohnte.

Mitten in einem Garten voll mit Bäumen stand es und hatte weinrote Fensterläden. Ich durchdrang es mit meinen Augen. Dach und Mauern

lösten sich auf und die Prinzessin wandelte vor meinen Augen. Nicht zu Fuss, auf Schlittschuhen, wie sich's gehört für eine Eisprinzessin. Ich sah sie immer besser, immer klarer, während ich sann und sann und noch kränker wurde vor lauter Kummer. Und viele Fragen stiegen auf und würgten in meinem Hals, und ich hörte Wienerwalzermusik, vernahm das himmlische Sirren ihrer übers Eis flitzenden Schlittschuhe, sah sie springen, drehen und hüpfen.

Ich seufzte grad nochmals und buckelte meine Skier weiter, sie waren mindestens fünfhundert Kilo schwer.

Bei der Kapelle stellte ich sie ab. Ich öffnete andächtig die Türe. Welche Stille darin. Eine erste Fliege füllte den Raum mit ihrem Summen. Der Altar, mit Liebe und Gottesfurcht geschnitzt, stand im Sonnenlicht. Die goldenen Putten, die Ranken und Schnörkel blinkten. Eine Madonna hielt eine Hand über das Jesuskind, ein Engel breitete seine Flügel über beide. All das ist ururalt, mindestens vierhundert Jahre, dachte ich und ein ehrfürchtiger Schauer durchrieselte mich. Vor dem Altar ein Schemel zum knien. Von der Decke herab ein ausgelöschtes Öllämpchen. Lauter katholischer Kram, mir gefiels trotzdem.

Ich erinnerte mich, dass ich früher manchmal gebetet hatte. Jetzt aber war ich so gut wie erwachsen. Drum verdrängte ich diesen Gedanken, statt dessen fiel mir Silvia ein und das war wie ein Gebet. Ich starrte die Madonna an und sie verwandelte sich in Silvia. Mein Blick glitt zum Engel, auch aus ihm wurde Silvia. Und ich seufzte statt zu beten.

Die Sonne stand hinter dem Gipfel, auf den ich wollte. Er zeichnete sich scharf ab gegen den Himmel. Ein Lüftchen wedelte mit den Ästen der wenigen Tannen, die weiter oben noch wuchsen. Bergdohlen kreisten und schielten herab zu mir einsamem Wanderer. Sie liessen sich tragen, brauchten keinen Flügelschlag zu machen. Unter Felsvorsprüngen hatten sie Nester. In der Nähe setzten sie sich auf Steine, putzten ihre Federn und erhoben sich von neuem. Ich beneidete sie. So frei schweben zu können, lautlos, spielerisch, dem Wind hingegeben, ihn benützend, um ans Ziel getragen zu werden, über Felsen und Wälder und Dörfer. Sich jagend zischten zwei in Bögen an mir vorbei, bissen sich in ihre Schwänze. Ich hörte das Sausen ihrer Flügel. Ach, wär man doch so ein Vogel. Ich flöge direkt – im Sturzflug – hinab zu ihrem Haus. Ich würde mich auf das Fensterbrett setzen und verwegen in ihr Zimmer spähen, ob sie da sei. Einem Vogel ist so etwas erlaubt. Ach, wie beneidete ich diese schwarzen Gesellen mit ihren gelben Schnäbeln.

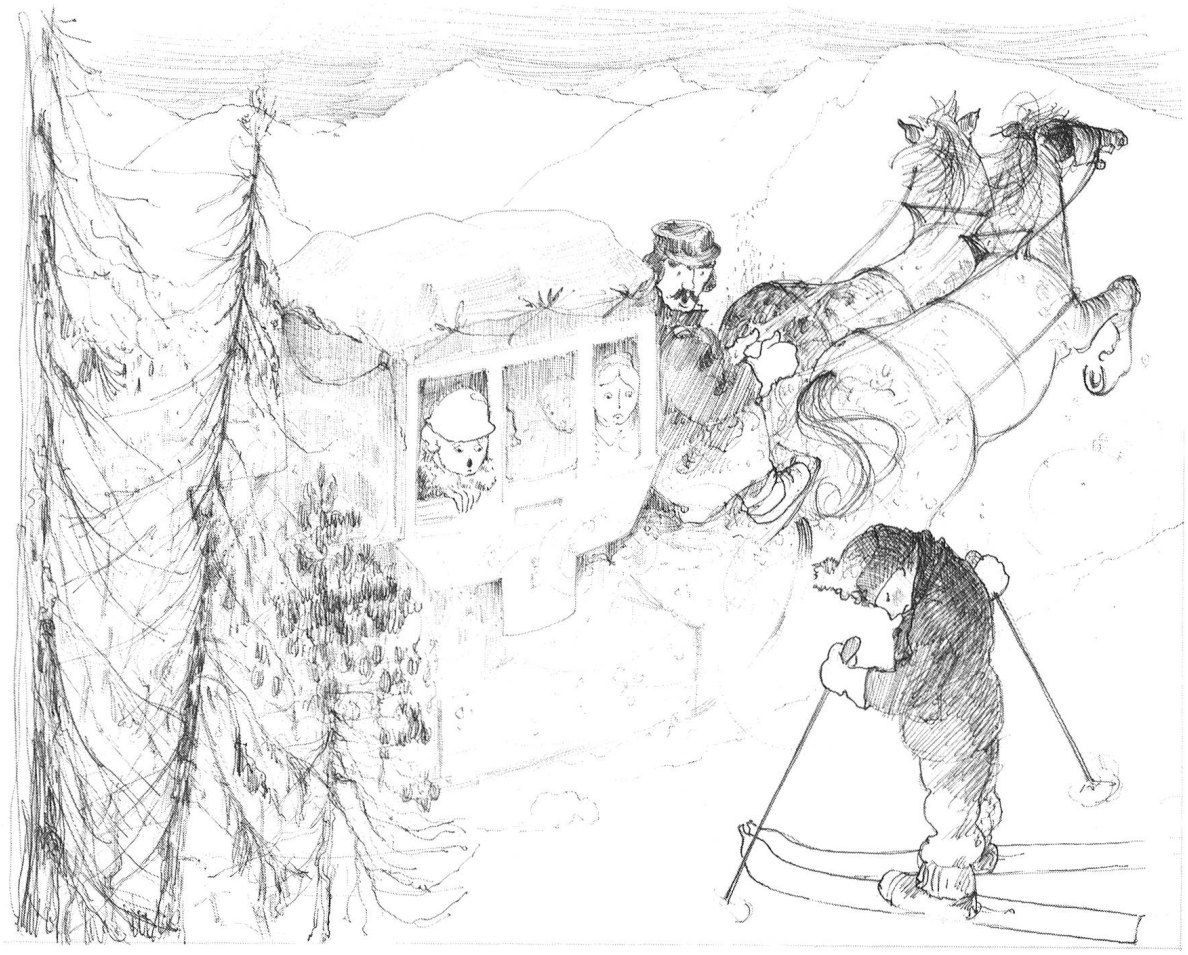
Noch fünfzig Meter. Noch zehn. Ich war oben. Ich steckte die Skier in den Schnee und holte Speck, Brot und Käse aus dem Rucksack. In der Thermosflasche hatte ich Tee.

Die Sonne beschien mich prall, ich musste ihr den Rücken zudrehen, so blendend hell war ihr Licht. Hier oben, im Angesicht dieses Feuerballs, verstand ich, dass es früher Völker gab, welche die Sonne anbeteten. Sie hatten verstanden, dass ohne ihre Strahlen nichts wäre ausser eisigem, starrem Schrecken. Ich kniff die Augen zu und versuchte dieses mächtige Gebilde zu betrachten, das mir stechende Strahlen entgegen schleuderte. Mein Hirn konnte nur ahnen, was das ist: eine Sonne. Da erinnerte ich mich, dass ich einst irgendwo las, sie würde immer mehr zusammenschrumpfen, und eines Tages sei sie ausgeglüht, mit jedem Tag mehr. In Millionen, Milliarden Jahren natürlich erst. Von Wärme abgeben dann keine Rede mehr. Was war dann noch übrig von der Erde, den Alpen, der Schweiz, diesen Bergen und Wäldern und Wiesen? Von Silvia, der Eisprinzessin und mir?

Ach, da war sie wieder. Für mich kleinen Menschen war sie wichtiger als dieser Feuerball. Ohne Sonne könnte ich zur Not leben, aber ohne sie?

Das war natürlich Unsinn. So schnallte ich die Skibindungen um, zumal ein eisiger Wind daher kam, ich war ja auf zweitausend Metern. Dann nahm ich Anlauf mit einem wollüstigen Schrei. Etwa so wie einst die Bündner Söldner in fremden Kriegsdiensten, wenn sie sich auf ihre Feinde stürzten, als es noch so was gab. Mit meiner ganzen Kraft stiess ich die Skistöcke in den Schnee, dass es nur so spritzte. Dann setzte ich an zum ersten Schwung, der Wind brauste um meine Ohren.

Aber ach, der Rausch der Geschwindigkeit half mir nichts. Viel zu schnell kam ich ins Tal,



viel zu schnell wurde ich wieder an sie erinnert. Und so geistesabwesend war ich, dass ich viel zu scharf auf die Strasse einbog. So hätte ich fast unter den Hufen der Postkutschenpferde geendet. Der Postillion schrie, spannte die Zügel und fluchte. Ich stand am Wegrand wie ein begossener Pudel. Die beiden Pferde schnaubten aufgeregt an mir vorbei und schlugen die Schwänze, der Postillion hatte alle Hände voll zu tun mit ihnen. Aus den Kutschenfenstern streckten zwei ältere Damen ihre Köpfe. Sie schüttelten sie und sagten sanft: «Du solltest aber besser aufpassen,» und schüttelten weiter die Köpfe. Dann sprach die Ältere zur Jüngeren: «Ich sage ja immer, das sei ein gefährlicher Sport,» und mir war nicht klar, ob sie das Kutschen- oder Skifahren meinten. Dann waren sie vorbei und schlossen das Fenster. Eine Entschuldigung stammelnd, stierte ich ihnen nach und erwachte.

So stand es um mich. Alle Hoffnungen waren dahin, mein Herz todkrank und die Welt kurz vor dem Untergang. Nicht einmal mehr Skifahren konnte ich vor Kummer. Postillione und Postpferde waren meine Feinde, und ältere Damen durften mich beschimpfen – und hatten sogar guten Grund dazu.

So kam ich flügellahm zurück. Beim Schulhaus schaute ich mehr gewohnheitsmässig als interessiert auf die Plakatwand – und mein Herz begann zu jubeln.

Was dort angekündigt wurde, gab mir mein Leben zurück. Ich las es wieder und immer wieder.

Da stand sachlich, knapp und fettgedruckt, dass der Hockeyclub am nächsten Sonntag gegen einen anderen antreten würde. Dass der Eintritt einen Franken koste für Erwachsene. Für Kinder ab sechs Jahren und Militär die Hälfte. Dass es

um ein wichtiges Ereignis ginge und dass der Spektakel um drei beginnen würde. Und ganz zuunterst stand, dass Silvia die Veranstaltung mit Eiskunstlauf einrahmen würde. Silvia.

Träumte ich oder war ich wach?

Mein Herz stürmte, ich war ein neugeborener Mensch.

Die Erwartung des Christkinds war nicht zu vergleichen mit dem Stunden-, ja Minutenzählen, das mich eine Woche beschäftigte.

Dann kam der Sonntag. Dann wurde es zwei.

Statt aber meine Prinzessin auf dem Eisfeld tanzen zu sehen, schlugen die Hockeyburschen mit Stöcken nach der schwarzen Scheibe. Der Mann im Goal war dick vermummt, wie ein geharnischter Ritter zur Schlacht. Jeder schoss der Reihe nach mit voller Kraft. Immer wieder hielt der Goalmann die Scheibe rechtzeitig auf. Er war in Bestform – jeder konnte das sehen. Er wurde immer selbstbewusster und war selbst überrascht von seinem grossen Können.

Ich zahlte die geschuldeten fünfzig Rappen und trat an die Bretterwand. Eisern entschlossen diesen Stehplatz bis aufs letzte zu verteidigen, denn – in der Ecke war die Bank. Hier musste die Prinzessin ihre Schuhbändel nachziehen. Mein Platz war so gut, dass ich sie dabei wie in Grossaufnahme sehen würde. Jetzt galt es Geduld zu haben.

Das Eis knirschte und splitterte unter den Kufen der rauhen Hockeyburschen. Immer wieder mussten zwei Mann die Fläche reinigen, dicke Haufen schoben sie zur Seite. Alles runzelte die Stirne und war gar nicht zufrieden mit dem frühlingshaften Wetter. Hockeyaner mögen arktische Kälte.

Mein Herz stockte. Was, wenn sie nicht auftreten konnte?

Immer mehr Volk kam und drängte sich um die Bretterwand und war nicht zufrieden und erwartete nichts Gutes.

Aus dem Lautsprecher kam laute Musik. Ich aber hatte nicht die Ruhe, sie zu geniessen. Unruhig spähte ich nach der Prinzessin aus und konnte und konnte nichts sehen von ihr.

Die gegnerische Mannschaft kam. Sie interessierte mich nicht. Ich brannte auf einen anmutigeren Anblick. Und grad als ich vor Ungeduld zu platzen glaubte, fuhr das Auto des Doktors vor. Hinter seinen Scheiben schimmerte es blau.

Der Doktor, der Vater der Prinzessin, stieg aus, ging ums Auto herum, und dann öffnete sich die rechte Türe, heraus hüpfte die lächelnde Prinzessin. Alles Volk glotzte, teils wegen ihr, teils wegen dem neuen Auto, dem grossen und chromglänzenden. Eilig ging die Prinzessin, vom Doktor-Vater begleitet, zur Baracke, aus der ein Gewühle von Männerstimmen drang.

Also doch. Ich hatte sie sehen dürfen. Und bald würde sie mit einrahmen beginnen, so stand es auf dem Plakat.

Aber nein. Die Kirchturmuhr schlug drei, und in Kriegsmontur erschienen die Burschen der gegnerischen Mannschaft, schwarz-grün. Die Baracke wollte nicht aufhören mit dem Ausspukken von kampflustigen Sportlern.

Die Schwarz-Grünen stellten sich links auf. Dann kamen siegesgewiss die unseren, rot-gelb. Sie gingen auf die rechte Feldseite und das Publikum applaudierte und war gespannt.

Aber war das einrahmen? Ich war enttäuscht. Immer wieder schielte ich zur Baracke, die einen Engel enthielt, der eigentlich in einen Palast gehörte. Und der Engel spannte mich auf die Folter, denn er erschien einfach nicht. Erst in der Pause. Zuerst aber kam Musik, und das Eis wurde geputzt, es war von Splittern besät – die Kanten der Spieler-Schlittschuhe hatten es abgefeilt.

Doch dann war es soweit. Im Lautsprecher kratzte es, und dann erklang ein Wienerwalzer. Der gleiche wie damals. Die Prinzessin kam, schon schwebte sie übers Eis und lächelte, und ich bildete mir ein, dass sie es nur für mich täte.

Als sie das erste Mal in die Luft sprang, lachten die ersten Banausen. Ich wurde ärgerlich. Am liebsten hätte ich ihnen zugeschrieen, sie seien Esel. Silvia drehte sich, hüpfte, schwang und schwebte, genau wie damals. Alles ging gut – bis Simon und Walter kamen. Sie kamen direkt zu mir, wie um mich zu ärgern. In diesem Moment machte Silvia einen Fehler. Sei es, dass ein Loch war im Eis, sei's dass sie nervös war oder beides. Silvia, die Eisprinzessin fiel.

Ein Schreck durchzuckte mich.

Ein vielstimmiges höhnisches «Buh» ging durch die Menge. Auch lautes Lachen war zu hö-

ren, während die Prinzessin ganz unprinzesslich auf dem Eis dahinrutschte, noch einige Meter, denn sie hatte gute Fahrt gehabt. Die Lacher hatten etwas für ihr Geld.

Ich kochte vor Wut und suchte fieberhaft eine Möglichkeit, sie zu beschützen – ich kleiner Wicht.

In diesem Moment sagte der Simon laut, klar und deutlich: «Sie ist aber eine dumme Kuh.» Da sah ich feuerrot.

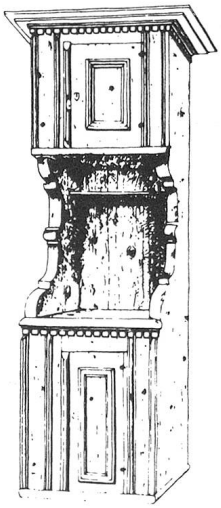
«Idiot,» schrie ich und versetzte ihm einen Fusstritt. So überrascht hatte ich sein Gesicht nie gesehen. Der kannte mich nur als sanften Dulder und hätte mir so was nie zugetraut. Das Verwundern der uns umgebenden Menge war auch gross, jedenfalls gab's drunter solche, die nun über Simons dummes Gesicht lachten. Und weil Simon nicht zu denen gehörte, die sich einen Fusstritt einfach so gefallen lassen, musste ich flüchten. Das hielt mich davon ab, den Weg der Prinzessin weiter zu verfolgen. Es war mein Glück, dass das Spiel gleich weiter ging. So war meine Flucht erfolgreich, denn Simon gab bald auf.

Als ich nochmals zurückschaute – aus sicherer Entfernung – liefen sie wieder, die Burschen von den Hockeyclubs. Das Publikum lachte und war zufrieden, sie verstanden eben überhaupt nichts von Kunst. Dann brauste das Auto des Doktors an mir vorbei und drin schimmerte es blau und mir war, als sähe ich ein verweintes Gesicht.

Vielleicht hat die Prinzessin anderswo mehr Glück gehabt. Bei uns im Städtchen hat sie jedenfalls nie mehr getanzt.

Der Kampf auf dem Eis, für den ich mich nicht interessierte, endete böse. Mit Beulen nämlich, blauen Augen und ähnlichem. Die Unzufriedenheit mit dem Wetter hatte sich auf die Sportler übertragen, und nach dem ersten Tor der Gegner entlud sie sich in Beleidigungen. Und das ging weiter, bis man handgreiflich wurde. Ich gönnte es allen, dem kunstunverständigen Publikum und den fanatischen Hockeyanern. Es war mir ein Trost, zu wissen, dass sie nicht nur die Prinzessin beleidigten.

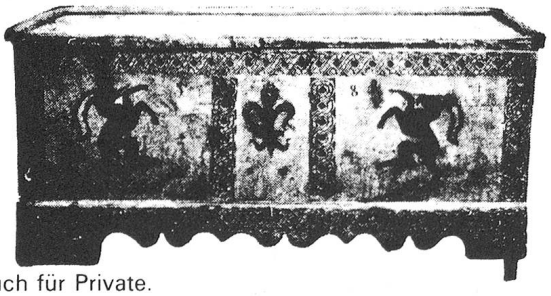
Es dauerte lange, bis ich meine Verbitterung über den Kunstunverstand meiner Mitbürger überwunden hatte. Mein Gedächtnis aber behielt das Bild ihrer wundervollen Sphärenflüge, nicht des schnöden Sturzes im löchrigen Eis.



Antiquitäten Stiva=Rustica

Bei uns finden Sie die grösste Auswahl antiker Möbel aller Art sowie verschiedene Dekorations-Artikel.

Unsere Spezialität:
Innenausbau aus altem Holz auf jeden Wunsch.
Mehrere antike Stuben-Decken am Lager.



Fachmännische Restaurationen auch für Private.

Norbert und Gertrud Maissen

Kasernenstrasse 59
7000 Chur, Telefon 081 22 09 86
Privat: Telefon 081 51 49 29

Filiale:
Poststrasse/Bankstrasse
Telefon 081 22 98 42